

Salomon Schlatter, 1858 bis 1922

Autor(en): **Steiger, Eric A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen**

Band (Jahr): **86 (1946)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-946221>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

86. Neujahrsblatt

Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St.Gallen



Salomon Schlatter

1858 bis 1922

Eric A. Steiger

Architekt

Mit 21 Abbildungen

1946 Zollikofer & Co., Buchdruckerei, St.Gallen



86. Neujahrsblatt

Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St.Gallen



Salomon Schlatter

1858 bis 1922

Eric A. Steiger

Architekt



Mit 21 Abbildungen

1946 Zollikofer & Co., Buchdruckerei, St.Gallen

Vorwort

Es sind nun schon 23 Jahre seit dem Tode von Salomon Schlatter verstrichen. Ich habe ihn seinerzeit nur noch wenige Male gesehen, aber trotzdem einen starken und lebendigen Eindruck von ihm behalten. Seine Verwandten und Freunde, besonders aber Frl. Anna und Bertha Schlatter, Herr Theodor Schlatter sowie Frl. Dr. Dora Fanny Rittmeyer sind mir bei der Darstellung seines Lebens bereitwillig und sehr freundlich zur Seite gestanden. Ich möchte ihnen allen hierfür meinen besten Dank aussprechen. Dies gilt sodann in besonderem Maße Herrn Prof. H. Edelmann für seine freundliche Durchsicht des Manuskriptes und die tatkräftige Hilfe bei der Beschaffung des Materiales und bei der Drucklegung.

St.Gallen, den 21. Dezember 1945.

SALOMON SCHLATTER

4. Januar 1858 bis 1. März 1922

Das Leben dieses stillen, feinsinnigen und gütigen alten Mannes, wie wir ihn im Gedächtnis haben, fing in romantischer Umgebung in dem noch wenig gerodeten Urwald drüben in Amerika an. Die Behausung seiner Eltern war ein einfaches Blockhaus aus starken, roh behauenen Bäumen, das wir uns, einer noch vorhandenen Zeichnung gemäß, ähnlich einer unserer Alphütten vorzustellen haben. Dort, unter den mächtigen Bäumen, auf den unebenen Pfaden durch das Gestrüpp, lernte der kleine Salomon die Kunst des Gehens, und die offenen Kinder-Augen nahmen die Fülle der Bilder von Gottes freier Natur auf, einer Natur, die noch ganz unberührt war von menschlicher Hand. Pflanzen und Tiere, reine Luft und Stille waren die köstliche Umgebung, in die sich der kleine St. Galler mit seinen Eltern und seiner um fünfzehn Monate jüngeren Schwester Anna gestellt sah. Andere Menschen bekam er wenig zu Gesicht; der nächste Nachbar wohnte zwanzig Minuten entfernt. Um so mehr waren die sonntäglichen Ritte zum Großvater, die er mit dem Onkel machen durfte, Glanzpunkte seines kleinen Lebens.

Wie kam es, daß dieser Sprößling aus angesehener alter St. Galler Familie seine ersten drei Lebensjahre im Urwald von Fulton Country im Staat Ohio zubrachte?

Sein Vater, Theodor Schlatter, ein Enkel der Helene Schlatter-Bernet und ein Neffe des «Tatarenschlatter», war nach abgeschlossener Zimmermannslehre fünf Jahre lang in Deutschland und Frankreich auf der Wanderschaft gewesen; bei seiner Rückkehr in die Vaterstadt waren ihm die Verhältnisse aber zu eng, und es schien ihm verfrüht, sich dauernd daheim niederzulassen. So ging er nach Amerika und besuchte dort seine Verwandten in Fulton Country, Jakob Schlatter, einen der jüngsten Söhne der Anna Schlatter-Bernet, und dessen Familie. Er fand dort nicht nur reichlich Arbeit als Zimmermann, sondern auch in der Tochter Luise seine Frau. So ist Schlatter durch seine Mutter ein Urenkel der glaubens- und

willensstarken Anna Schlatter, die eine bedeutende Persönlichkeit ihrer Vaterstadt gewesen war¹.

Die Schlatter, schon im 15. Jahrhundert als eingewandertes sanktgallisches Geschlecht nachgewiesen, setzten sich in dem einen, Kasparschen Stamme bis in die Gegenwart fort und stellten vom 16. Jahrhundert an ihrer Vaterstadt Zunft- und Schützenmeister, Ratsherren und (mit Michael, gestorben 1711) einen Unterbürgermeister sowie (mit Kaspar, gestorben 1788) einen «Stadtammann». Ein Zweig tat sich im Handel hervor, währenddem mehrere Angehörige des Geschlechtes (Michael, gestorben 1790, Prediger in Pennsylvanien, Theodor, gestorben 1918, und sein Bruder Adolf, gestorben 1938, Professor in Berlin und Tübingen) mit gemeinnützigen und religiösen Bestrebungen sich einen Namen gemacht haben. Zu diesen rechnen wir auch Anna Schlatter-Bernet (1773–1826), die Gattin Hektors hinter dem Turm, eine Frau «von lauterer Frömmigkeit und eine der edelsten Vertreterinnen des sanktgallischen Pietismus», die in freundschaftlichen Beziehungen mit Lavater, Jung-Stilling, Arndt und anderen stand und einen erstaunlich weit reichenden Briefwechsel unterhielt.

Über die Rückkehr nach St. Gallen schreibt Schlatter selbst:

«Des Vaters Gesundheit hielt der strengen Arbeit im Urwald nicht lange stand. Mit kranker Lunge zog er im Sommer 1861 heimwärts nach St. Gallen. Da die Zeit des amerikanischen Sezessionskrieges dem Verkauf seiner kleinen Ansiedelung nicht günstig war, deckte der Erlös gerade die Heimreise, so daß seine ganze Habe aus seiner Frau und seinen zwei Kindern bestand. Onkel Ambrosius Schlatter nahm uns in einer kleinen, bescheidenen Dachwohnung auf, und Vaters früherer Lehrmeister, Herr Baumeister G. L. Wartmann, gab ihm eine Stelle als Geschäftsführer. Neun Jahre wohnten wir in dem kleinen Häuslein in der damals noch ganz ländlichen, einen tiefen Hohlweg bildenden Schochengasse. Vaters Gesundheit, die sich nur sehr langsam erholte,

der Kampf mit den knappen äußeren Verhältnissen und die wachsende Geschwisterzahl gaben diesen Jahren ein starkes Gepräge, ebenso sehr als das herrliche Kinderleben in der freien Natur des Wiesleins hinter dem Hause, das ganz uns Kindern gehörte, der ‚Gemeindeböden‘ auf der Davidsbleiche und der Wälder und Stocketen im Watt usw. Der von allen anderen Familiengliedern so sehr begrüßte Umzug in das eigene neue Haus an der Wassergasse, mit dem anstoßenden Zimmerplatz und der Werkstatt, im Herbst 1870, war für mich mehr ein Abschied vom Knabenparadies als eine Freude. Das alte Baugeschäft wurde damals dorthin verlegt, und Vater trat als Kompagnon ein.»

Salomon und Anna hatten im Laufe der Jahre noch vier Geschwister bekommen: Luise (die nachmalige Frau Prof. Rendtorff), Hektor (der spätere Inhaber des väterlichen Geschäftes), Wilhelm (Pfarrer zu St. Katharinen) und Bertha. Im Kreise dieser Geschwister folgte ein unbeschwertes Kinderjahr dem andern, und der muntere Knabe hatte offene Augen für das kleinstädtische und doch reiche Leben, das ihn umgab. Nach den Primarklassen im Grabenschulhaus kam Salomon in die Realschule, die damals im östlichen Flügel des heutigen Kantonsschulgebäudes untergebracht war. Dort war wahrscheinlich der alte Herr Bion sein Zeichenlehrer. An die Realschulzeit schloß sich die Konfirmation durch Pfarrer Scherrer im alten Kirchlein St. Leonhard. Er erzählt dann weiter:

«Der Vater, aufgewachsen in den Anschauungen des alten zünftigen Handwerks, hatte den Sohn zu seinem Gehilfen und Nachfolger bestimmt und wollte dessen Bildungsgang in der alten Weise gestalten. So kam ich nach dem Besuche der städtischen Realschule schon mit fünfzehn Jahren in die Zimmermannslehre. An diese sollten sich einige Wanderjahre mit Handwerksarbeit im Sommer und Baugewerkschulbesuch im Winter anschließen. Am 30. April 1873 trat ich die dreijährige Lehrzeit an. Meine schwache Konstitution hielt aber die harte Arbeit auf Abbau, Neubau und an der Hobelbank nicht lange aus. Ein Lungenleiden entwickelte sich im Sommer 1875 und zwang mich im Herbst, das Werkzeug für immer niederzulegen. Drei Jahre Krankheit, teils zu Hause, teils im Berner Oberland und in Davos zugebracht, folgten. Sie dienten in anderer Weise zu meiner mehr allgemeinen Ausbildung, führten mir aber, da ich so viel als möglich meinem Vater im Bureau, am Reißbrett und in der Geschäftsleitung half, doch auch wieder praktische Kenntnisse zu. Trotzdem schienen mir die drei Jahre damals

recht verloren gewesen zu sein. Ich versuchte, das Versäumte mit großem Fleiß nachzuholen, zuerst mit ein paar Semestern auf der Baugewerkschule und dann noch einigen auf der Technischen Hochschule in Stuttgart. Aber unterdessen war die Gesundheit meines Vaters wieder ins Schwanken geraten, so daß ich nach einem einzigen Polytechnikumswinter meine Studien- und zugleich Fremdezeit abschließen und endgültig als sein Gehilfe mich daheim festsetzen mußte.» Dieses einzige Hochschulsesemester bot ihm reiche Anregung und Förderung. Bei Wilhelm Lübke hörte er Kunstgeschichte und widmete sich besonders dem Aquarellmalen und dem Naturzeichnen.

In seiner Vaterstadt, in die er jetzt zurückkehrte, blühte die Stickereiindustrie; die Bevölkerung nahm rasch zu, und das hochangesehene Baugeschäft Wartmann & Schlatter war fortwährend mit der Erstellung von Neubauten wie auch mit umfangreicher Kundenarbeit stark beschäftigt. Während der Vater insbesondere die letztere besorgte, widmete sich Schlatter mehr den architektonischen Arbeiten. Darunter nennen wir das Sitzungszimmer des Kaufmännischen Directoriums, das St. Galler Zimmer an der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1883 mit Intarsien, ein Sitzungszimmer im Bundeshaus in Bern. Trotz der lebhaften und erfolgreichen äußeren Tätigkeit behielt er einen offenen Sinn für die tieferen Fragen des Lebens; während andere sich im lauten Betriebe des Tages verloren und sich am Wohlstand genügen ließen, ging er zeichnend den wenig beachteten baulichen und landschaftlichen Schönheiten seiner Vaterstadt und ihrer Umgebung nach. Aus jenen Jahren stammen die ersten, uns erhaltenen Zeichnungen². Die Darstellungen, insbesondere diejenigen in Bleistift, sind sehr sorgfältig und fein gearbeitet, entbehren aber noch der Kraft und Frische der späteren Blätter. Die Gebäudeaufnahmen, die er sauber in Tusch ausführte, sind in der damals üblichen Technik und Aufmachung gehalten.

Ungefähr zu dieser Zeit hatte seine Cousine Dora Schlatter, die jüngste Tochter des Bruders seines Großvaters mütterlicherseits, ihre Tätigkeit als Lehrerin für Zeichnen und einige weitere Fächer an der «Neuen Mädchenschule» in Bern (der Direktor Schuppli vorstand) wegen ihrer zarten Gesundheit aufgegeben und war nach St. Gallen zurückgekehrt. Es ging nicht lange, bis sich die beiden jungen Menschen der Gleichartigkeit ihrer Interessen bewußt wurden. Die Geschichte seiner Verlobung lassen wir ihn selbst erzählen:

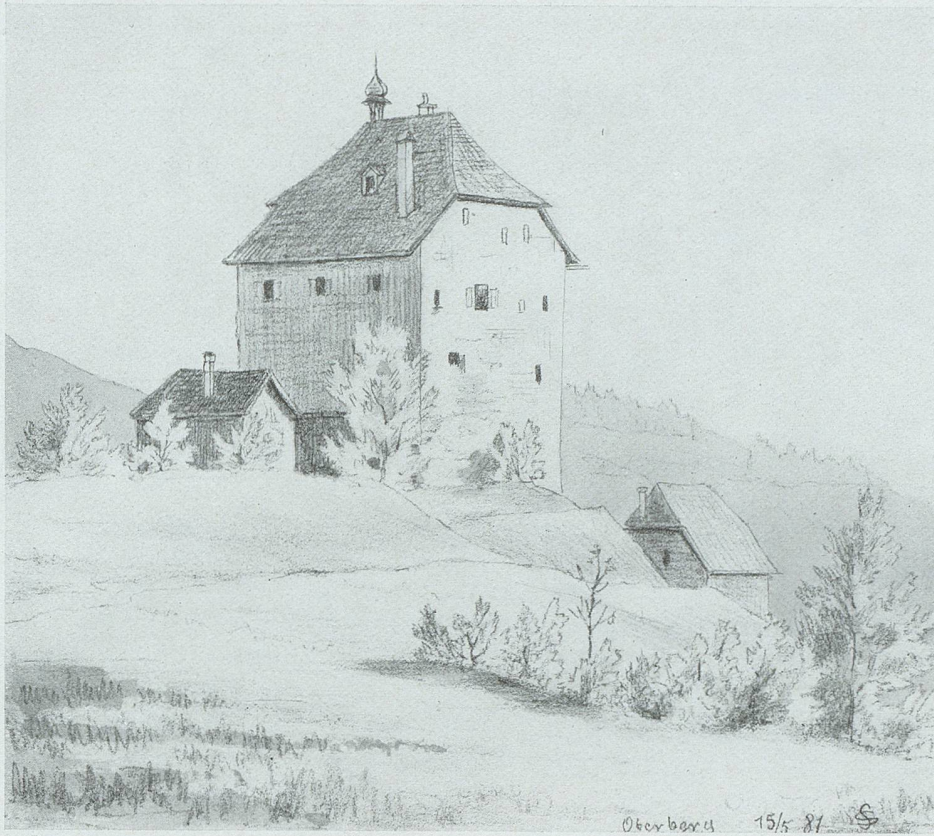


Abb. 1 Schloß Oberberg bei Gofau (Original im Besitze von Frl. Anna und Bertha Schlatter)

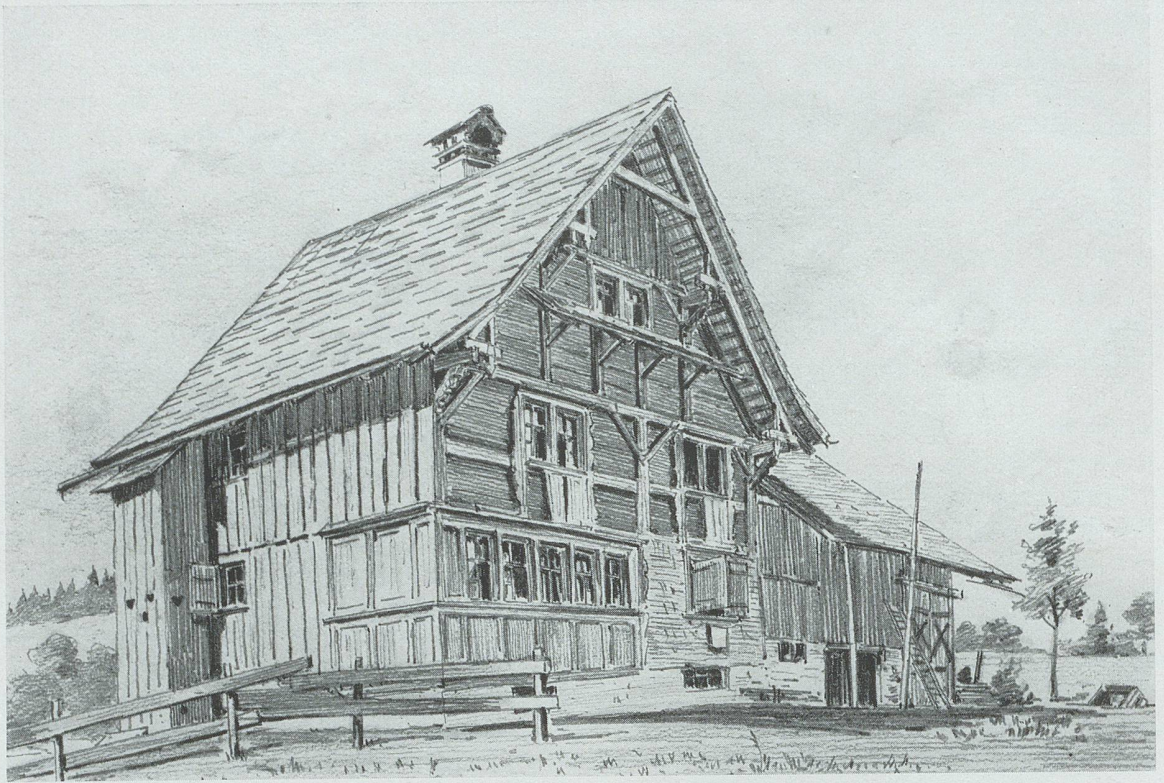


Abb. 2 «Schmids Haus» in Hof Bruggen 21. Juli 1904 (Schweiz. Landesmuseum)



Abb. 3 «Auf Bilchen» (Original im Besitze des Schweiz. Landesmuseums)

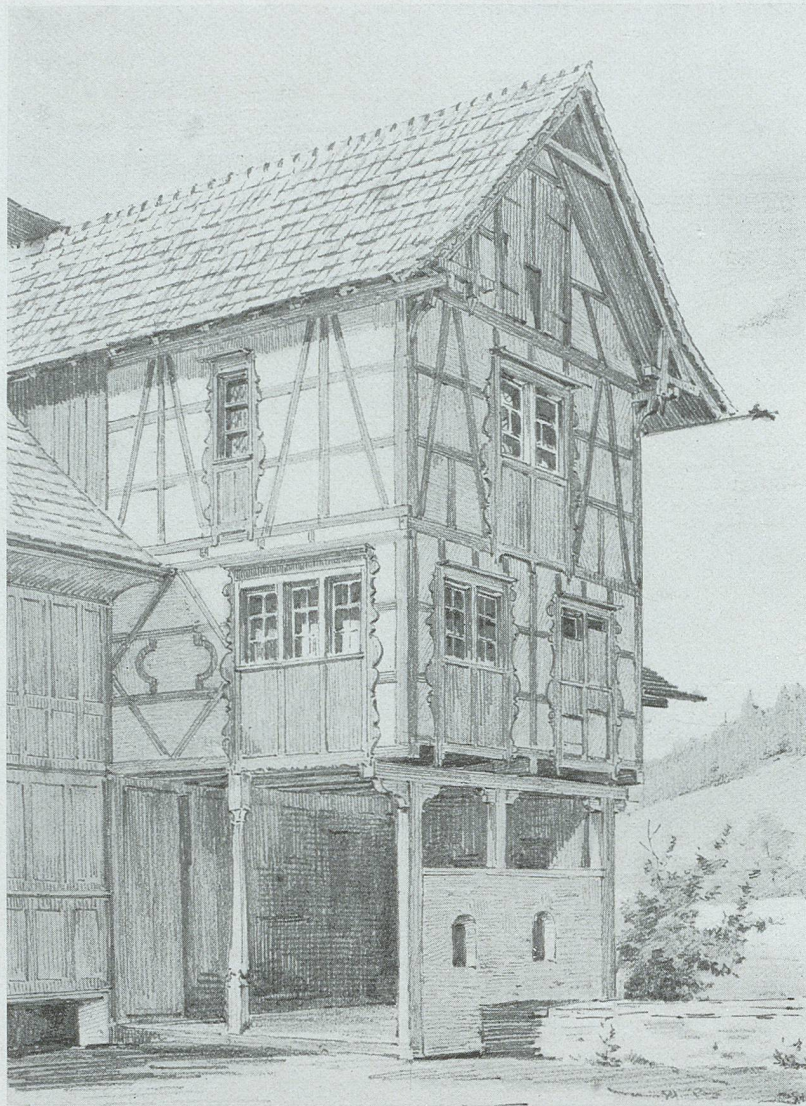


Abb. 4 *Altes Zollhaus in Oberglatt (Schweiz. Landesmuseum)*

«An schönen Sonntagnachmittagen zogen sie auch miteinander aus, mit Skizzenbuch und Feldstuhl, und saßen nebeneinander in heißem Bemühen, die alte Mühle, ein Klösterlein, eine Brücke im Waldtobel im Bilde zu fassen. Und es ging, wie es zu gehen pflegt: In die Kameradschaft zwischen Mädchen und Jüngling schleicht sich eben gar zu gerne die Liebe ein. Am 26. September 1882 verlobten sich die beiden und legten ihre Hände fest ineinander zum bleibenden Bunde. Es war für Dora kein leichter Schritt. Die Verhältnisse ihres Bräutigams waren sehr knapp, äußerst bescheiden, mit wenig Aussicht auf baldige Besserung. Sie wußte, daß sie, die früher so Gefeierte, eines kleinen Mannes Frau und Gefährtin auf schmalem Wege werde. Aber sie erfaßte auch diese neue Lebensaufgabe mit der ganzen Kraft ihres Herzens. Während sie an ihrer Aussteuer arbeitete, rechnete sie schon ganz genau aus, wie sie Ausgaben und Einnahmen in Einklang bringen könne, und gab sich genaue Rechenhaftigkeit über alles Bevorstehende. Am 14. August 1883 feierten sie ihren Hochzeitstag. Doras Bruder (Prof. Adolf Schlatter, später in Tübingen, damals noch in Bern), traute sie und gab ihnen den 121. Psalm mit auf den Lebensweg: ‚Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt.‘ Wie oft hat sie sich in spätern Jahren an das Wort gehalten, daß auch der, der uns behütet, nicht schläft. Am 27. kamen sie von einer wunderschönen Hochzeitsreise zurück, deren in vollen Zügen genossenes Endziel und Glanzpunkt Venedig gewesen war, und bezogen das eigene, bescheidene Heim.

Es war eine kleine Parterrewohnung im Elternhause ihres Mannes, umgeben von den Werkplätzen und Holzlagern des Geschäftes. Sie gestalteten diese in gemeinsamer Arbeit zu einem gemütlichen Nestchen aus. Wie schön waren die Feierabende, Feierstündchen und Sonntage. Da saßen sie beisammen, sie vorlesend oder malend, er zeichnend, schnitzend, bastelnd, immer in gemeinsamem Schaffen, Studieren, Erleben. Auch das Zeichnen nach der Natur wurde eifrig weiter betrieben: in allem waren sie einander gegenseitig Lehrer und Schüler.»

Die Ferien im Berner Oberland, in Graubünden, am Walensee, am Vierwaldstättersee oder wo sie dachten, daß sie reiche Gelegenheit zum Zeichnen und Malen finden würden, waren Zeiten reicher Ernte. Aber auch sonst benutzte Schlatter jeden freien Tag, um hinauszuwandern und zu zeichnen; viele Blätter sind mit einem bestimmten Tag datiert, wo die Arbeit in der Stadt ruhte, wie zum Beispiel am Kinderfesttage. Eine Reise ins Ausland

führte die beiden zu einem Besuche seiner Schwester, Frau Prof. Rendtorff, auf die Insel Sylt. – Überallhin begleitete ihn sein Skizzenbuch, über das er später anlässlich einer Diskussion in der «Schweizerischen Baukunst» schrieb:

«Auch in meinem Bücherschrank steht die Reihe der unscheinbaren, verwitterten Skizzenbücher in grauem Leinwandröcklein, von denen der Herr Redaktor schreibt. Und im Mappenschrank daneben liegen wahre Berge, Blatt auf Blatt, von Zeichnungen größeren Formates, hauptsächlich entstanden an Ferientagen, wo die Zeit zu besserer Ausarbeitung reichte, oder auch in abendlichen Feierstunden, in denen eine flüchtige Skizze nochmals vorgenommen wurde. In jungen Jahren vermehrte sich die Reihe der Büchlein so ziemlich mit der Zahl der zurückgelegten Jahre. Jetzt, wo die Jahre so grau zu werden beginnen wie die Leinwand ihres Einbandes, geht's wohl ein wenig langsamer; aber immer noch begleiten sie den Wanderer und nehmen auf, was dieser sieht. Und was sie aufgenommen haben, hat mehr Lebenswert als die schönste Bücherreihe, als die wertvollste Bildersammlung; es ist erlebt, Eigentum geworden.

Allerdings kommt auch bei mir in den letzten Jahren der Kodak mit und knipst überall da, wo die Zeit nicht reicht zum Zeichnen und man doch etwas mit heimnehmen möchte. Oder noch besser: er fixiert noch das Ganze, den Gesamteindruck, wo der Stift vorher die charakteristischen Einzelheiten sich gemerkt hat . . .»

Auf die Gründerzeit der 1870er Jahre war eine allgemeine schwere und lang anhaltende geschäftliche Depression gefolgt. Dazu kam die vermehrte Verwendung von gewalzten Eisenträgern und Beton, nach und nach auch von Eisenbeton an Stelle des Holzes. Das Schlattersche Geschäft, das in guten Jahren über hundert Arbeiter beschäftigt hatte, mußte darauf bedacht sein, konkurrenzfähig zu bleiben. Ungern entschloß sich 1889 der Vater, Theodor Schlatter, der seit 1884 allein Inhaber der Firma war, an Stelle der alten, hölzernen Einrichtungen moderne Maschinen aufzustellen. Diese Maßnahme brachte neue Arbeit, wobei aber die Schreinerei bald bedeutender wurde als die Zimmerei. Gleichwohl erhielt auch diese große Aufträge zur Ausführung, so u. a. 1886/87 Dachstuhl und Helm der St. Leonhardskirche, 1889 denjenigen des Waisenhauses und 1895 die Festhütte für das kantonale Schützenfest in St. Georgen.

Die großen Zimmerarbeiten und Dachstuhlkonstruktionen interessierten Schlatter sehr; er war

darin so bewandert, daß er aus der Holzliste für einen Dachstuhl, die er in einem Archiv fand, die Rekonstruktion aufzeichnen konnte. Er erzählte mit Freude, es sei kein einziges Stück Holz von der Liste übriggeblieben. Mit den Zimmerleuten seines Geschäftes hatte er ein persönliches Verhältnis; seine Frau und er kannten die Familien jedes einzelnen. Es wird berichtet, Begebnisse in denselben hätten der Frau Dora mehrmals Anregung zu Erzählungen in ihren Schriften gegeben. Ein Schreinergehilfe, ein Italiener, zeigte ihm seine Intarsia-Arbeiten, und begeistert machte er sich selbst an die Arbeit, die er, sehr geschickt im Handwerklichen, bald beherrschte.

Als erneute Krisen eintraten, war es nicht leicht, die Arbeit für den Stab bewährter Leute zu beschaffen. Die Versuche, eine Massenfabrikation kleiner Gegenstände durchzuführen, scheiterten, und man entschloß sich, auf eigene Rechnung zu bauen. So entstanden eine Reihe von Wohnhäusern an der Berneck- und Gottfried-Keller-Straße. Schlatter zeichnete die Pläne hierzu fast durchwegs eigenhändig; sie liegen noch im Archiv der Firma.

Die damalige Bauweise gefällt uns heute nicht mehr. Es ist aber eine allgemeine Erscheinung, daß jede Stilperiode während der Zeit der ästhetischen Reaktion ungünstig beurteilt wird, um später in der Wertschätzung wieder zu steigen. Das ist verständlich; was zur Zeit der Entstehung jedermann entzückte, verliert nach und nach an Reiz, und an seine Stelle tritt ein Neues, das oft gerade durch seinen Kontrast zum Bisherigen wirkt. Andererseits sind die typischen Fehler längst erkannt und angeprangert worden. Dies muß auf alle Fälle im Auge behalten werden, wenn heute über das architektonische Schaffen Schlatters geurteilt wird. Gerne wollen wir ein warmes Lob, das ihm damals gespendet wurde, zitieren: «Beide Anstalten (Mädchenasyl Wienerberg und Erziehungsanstalt Langhalden) zeugen dafür, wie trefflich er sich in die Bedürfnisse eines großen Haushaltes hinein zu denken vermochte und wie gut er die praktischen Erfordernisse mit den Forderungen des guten Geschmacks zu verbinden verstand⁴.» Viele seiner Bauten muten uns heute ähnlich an wie die damaligen eleganten Kleider. Vom gegenwärtigen Standpunkt aus gesehen, sind sie uns zu kompliziert und zu wenig klar im Aufbau; andererseits enthalten sie zu wenig Kontraste und Spannung. Wenn man weiterhin konstatiert, daß manche seiner Häuser gestelzt aussehen, so muß auf einen besonderen Zusammenhang hingewiesen werden. Die Hygiene forderte damals hohe Räume, als sicherste Maßnahme, um jedem Bewohner ein ge-

wisses Minimum an Luftraum zu garantieren. Diese Absicht war löblich, doch die Maßnahme wirkte sich verheerend aus. Indem meist das Budget begrenzt war, wirkte sich die größere Gebäudehöhe notwendigerweise in einer Verkleinerung der Grundfläche aus. Ganz allgemein führte diese veränderte Situation nicht zu einer neuen Gestaltung, sondern gleichsam zu einer Streckung oder Überhöhung des Hauses hergebrachter Art und seiner Stockwerke. Unter diesem Prozeß leiden auch oft die Häuser Schlatters. Man kann die Probe auf das Exempel am Bahnhof Mogelsberg machen. Denkt man sich bei der Umzeichnung einer Aufnahme alle Höhenmaße um einen Fünftel gekürzt, so gewinnt das Gebäude eine sehr angenehme Form.

Der sogenannte Jugendstil, der seinen Höhepunkt während der Zeit von Schlatters Schaffen erreichte, hatte einen stark romantischen Einschlag und gab sich zu gleicher Zeit auch etwas geziert. Die romantische Komponente entsprach Schlatter durchaus; die gezierte dagegen stand im Widerspruch zu seinem einfachen, schlichten und natürlichen Wesen, beeinflusste aber trotzdem die Ornamente, mit denen er seine Bauten schmückte. Das war um so leichter möglich, als Schlatter Freude hatte am Romantisch-Spielerischen, was sich wiederum in der lebhaften Phantasie zeigte, mit welcher er in sonderbar geformten Baumwurzeln und Ähnlichem allerlei gnomenhafte Gestalten sah und heraus schnitzte. Schlatters Sinn richtete sich ungleich stärker auf das fein empfindende Betrachten alles Schönen, was die Natur und vorzugsweise eine ältere Baukunst bot, als auf eine schöpferische Tätigkeit. Von diesen Schönheiten war er ein beredter und begeisterter Kündler. Selbst aber Bauten zu entwerfen, sie im Großen zu formen und räumlich zu gestalten, dafür fehlte ihm der starke, innere Impuls. Das gehörte nicht zu seinen besonderen und ausgezeichneten Fähigkeiten, und er beschäftigte sich in seiner Mußzeit denn auch nicht mit architektonischen Idealentwürfen, sondern mit der Darstellung dessen, was in der Umwelt sein offenes und wirklich sehendes Auge entzückte.

Es ist zunächst eine merkwürdige Erscheinung, daß ein so großer Unterschied besteht zwischen seinen Bauwerken und den Grundsätzen, die er in Wort und Schrift vertrat, sowie jenen älteren Häusern, deren Schönheit er so gewinnend darstellte und für die er sehr vielen seiner Zeitgenossen die Augen öffnete. Wir dürfen ihm hierin keinerlei Vorwürfe machen; denn seine Zeit war noch weit davon entfernt, so schlicht, anspruchslos, menschlich bescheiden und

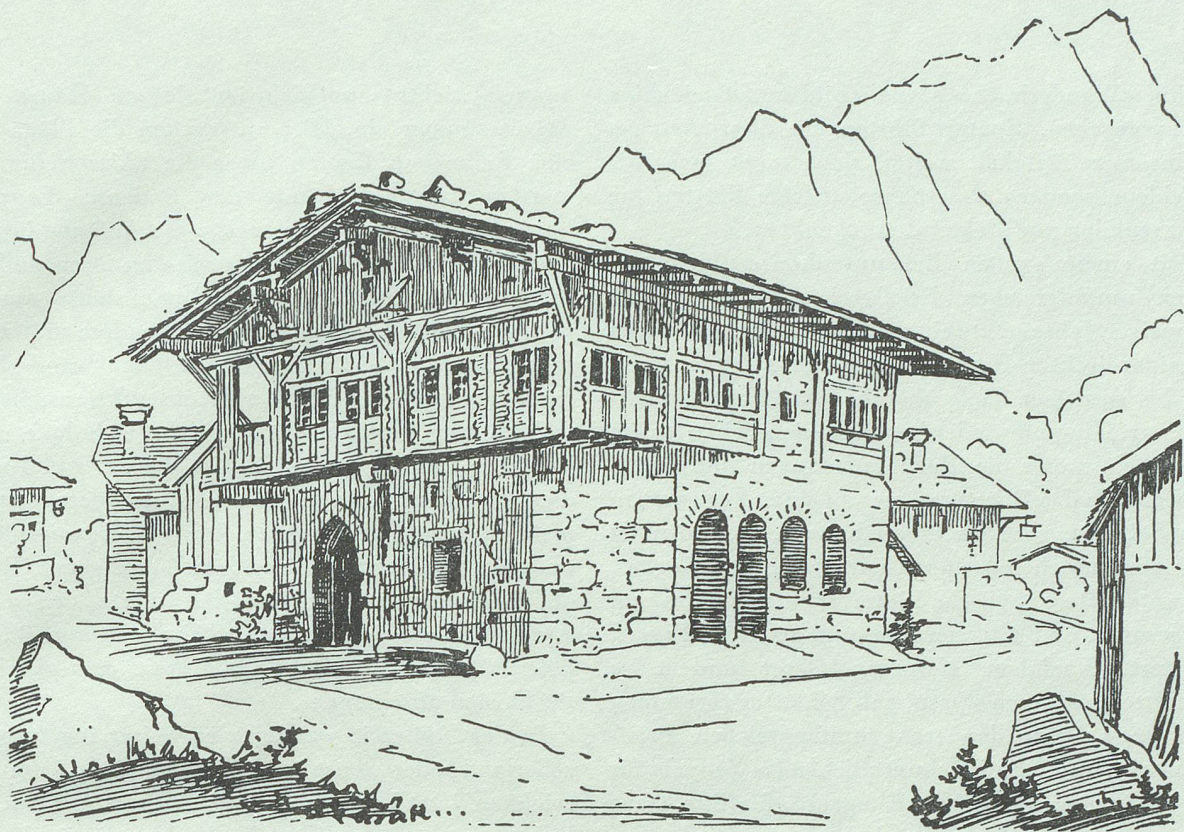


Abb. 5 Gerichtshaus in Flums (Schweiz. Landesmuseum)

natürlich zu bauen, wie es die Väter getan hatten. Der von den Erfolgen der Wissenschaft und insbesondere von der Technik berauschte Mensch betrachtete und betrachtet zum Teil heute noch diese alten Häuser wie Alexander der Große den Diogenes: «Ich bewundere dich wirklich; doch es kommt gar nicht in Frage, daß ich in so schlichter Form für mich baue.» Es ist das Verdienst Schlatters, mit seinen Zeichnungen und mit seinen Schriften den Mitmenschen die Augen geöffnet zu haben für diese Schönheiten; wäre er aber mit seinen Bauten der Zeit, der er angehörte, so weit vorausgeeilt wie mit seinen Schriften, er hätte keine Aufträge erhalten. Obwohl er keine bewußten Kompromisse eingegangen ist, zog er doch andererseits die Konsequenzen noch nicht in allen Teilen. Es ist immer so gewesen, daß eine Zeit, die sich an den Leistungen einer früheren Kulturepoche begeistert, nur das aufnimmt und verwendet, was ihrer Einstellung und ihrem Empfinden entspricht. Alles andere, und wäre es noch so wertvoll, bleibt unverstanden zurück.

Im Herbst 1887 begann er mit dem Bau seines eigenen Hauses an der Teufener Straße mit weiter Aussicht auf das Fürstenland und den Tannenbergr. Am 25. April des folgenden Jahres durfte er mit seiner Frau das Haus, das sie in Anklang an ihren

Hochzeitstext «Uf em Bergli» nannten, beziehen. Die Nerven seiner Frau blieben seit der allzu strengen Zeit in Bern angegriffen, und immer wieder litt sie unter heftigen Neuralgien. Sie hoffte, ein vermehrter Aufenthalt im Freien, im kleinen Garten unter den großen, schattigen Bäumen, werde Erleichterung bringen. Eine wesentliche Besserung trat jedoch nicht ein, zeitlebens bedurfte Frau Dora großer Schonung. So war sie an ihr Haus und ihren Garten gebunden, die sie eigentlich nur verließ, um an einen Ferienort zu reisen. Auch seine Gesundheit war nicht stark; zwar war das lange Leiden seiner Jünglingsjahre ausgeheilt, dafür war sein Magen sehr empfindlich, und er mußte fortan immer mehr oder weniger strenge Diät beachten. Beide hatten andauernd mit Krankheiten zu kämpfen und waren in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Um so stärker schlossen sie sich zusammen und nahmen gegenseitig an ihren Arbeiten lebhaftesten Anteil oder ergänzten sich in gemeinsamem Schaffen. So entstanden drei Büchlein mit Versen, Blumen und Landschaften. Seine Frau malte die Blumen, und er, auf dem gleichen Blatt, die Landschaft, und zwar so aufeinander abgestimmt, daß das Ganze wie aus einem Guß, von einer einzigen Hand geschaffen aussieht. In rascher Folge wurde «Heim-

weh», «Wanderbuch» sowie «Bild und Gleichnis» herausgegeben. Später führten sie diese Art gemeinsamer Tätigkeit weiter, doch nicht mehr als Büchlein, sondern als größere einzelne Blätter, die sie Freunden und Bekannten schenkten.

Mit einem großen Bekanntenkreise führte sie einen umfangreichen Briefwechsel. Anfangs der neunziger Jahre setzte ein solcher mit dem badischen Seminardirektor Hermann Oeser in Karlsruhe ein, der bis zu dessen Tode überaus lebhaft und fruchtbar war. Hin und wieder beteiligte sich Schlatter am Gespräch, wenn die Rede auf Fragen der Kunst kam; reiste das Ehepaar Oeser an einen Ferienort in der Schweiz, so kam es auch nach St.Gallen zu einem mündlichen Austausch der Gedanken. Bücher, darunter öfters englische Literatur, wurden hin- und hergesandt und künstlerische und religiöse Fragen erörtert. Nachdem Hermann Oeser und Dora Schlatter gestorben waren, gab Schlatter zusammen mit Frau Oeser den recht umfangreichen Briefwechsel heraus. Er ist ein erquickendes Zeugnis für die Harmonie der beiden Ehepaare, für ihre treue Freundschaft und den reichen gegenseitigen Gedankenaustausch. Dora Schlatter als eine fein empfindende, mitfühlende Frau von scharfem Verstande, durch die Gebrechlichkeit ihres Körpers an äußerer Tätigkeit gehindert, übte trotzdem durch ihre Bücher einen starken Einfluß aus. Etwa zwanzig verschiedene Schriften gingen im Laufe der Jahre hinaus; sie vertreten eine Lebensauffassung, zu der das Ehepaar in gemeinsamer Arbeit und in gemeinsamem Aufhorchen gelangt war.

Der Winter 1899 auf 1900 brachte Schlatter besonders strenge geschäftliche Arbeit und in der Folge viele Tage schweren Unwohlseins und einen Zustand allgemeiner Erschöpfung, der die beiden mit banger Sorge erfüllte. Anfangs Mai zogen sie miteinander in das stille, friedliche Versam in Bünden und brachten dort 8 Wochen schöner, gemeinsamer Ausruhezeit zu, den Bergfrühling so recht in ihrer Weise genießend. Die Erholung war nur von kurzer Dauer. Der Herbst brachte ihm einen schweren, ganz plötzlichen Krankheitsanfall, hauptsächlich von seiner alten Verdauungsschwäche ausgehend. Im September reisten sie miteinander nach Zürich in eine Privatklinik; vier schwere Wochen in der Großstadt, im Getriebe eines belebten Hauses, bedeuteten vorab für die Schriftstellerin einen gewaltigen Einschnitt in ein Leben, das sich in stiller Häuslichkeit abgewickelt hatte.

Seit dieser Erkrankung mußte Schlatter sich in vermehrtem Maße schonen. Um ruhig arbeiten zu

können, richtete er sich im eigenen Hause ein Arbeitszimmer ein. Hier entstanden die Pläne für eine Reihe von Bauten sowie die Skizzen für die meisten Bahnhofgebäude der Bodensee-Toggenburg-Bahn. Schlatter versuchte die Aufgabe in der traditionellen ländlichen Bauweise zu lösen, indem er zwischen St.Fiden und Romanshorn ausgemauerte Riegelkonstruktionen anwendete und zwischen Herisau und Lichtensteig sich den Ständerbau mit «eingestellten Laden» als Konstruktionsschema wählte. Der Versuch, für ländliche Bahnhöfe eine ländliche Bauweise zu wählen, war richtig und verdienstvoll; es ist nur zu bedauern, daß der Versuch nicht in allen Teilen gelang. Die Ausführungspläne und die Bauführung lagen dem bahneigenen Büro ob. Ungefähr zur gleichen Zeit setzte sich auch Architekt Niklaus Hartmann beim Bau von Bahnhöfen für die Rhätische Bahn mit den gleichen Problemen auseinander.

In der Mußezeit wanderte er weiter ins Appenzellerland oder sonst in die Umgebung, um zu zeichnen, jetzt begleitet von seiner Frau. Am fruchtbarsten waren allerdings die Ferien, die in diesen Jahren oft im Bündnerland verbracht wurden. So entstand im Laufe der Zeit eine sehr große Zahl von Blättern, von denen die Bibliothek des Schweizerischen Landesmuseums zirka 657 besitzt. Dabei wendete er verschiedene Techniken an: Zeichnung mit Bleistift, mit Tusch, mit und ohne Lavierung oder mit Wasserfarbkolorierung, sodann mit Farbstift auf weißem oder Tonpapier und schließlich Aquarelle. Besonders gern zeichnete er malerische, ländliche Holzbauten der alten, guten Tradition. Da bot ihm das nahe Appenzellerland mit seiner ausgezeichneten Bauart eine Fülle von Stoff. Daneben findet sich aber eine Menge von Darstellungen historischer Bauwerke der verschiedensten, dabei aber doch meistens ländlicher Art. Zeichnungen städtischer Vorwürfe sind verhältnismäßig selten. Stark vertreten sind dagegen wieder Landschaften in den Bergen und im Hügelland. Immer aber ist es die bildhafte Erscheinung, die ihn fesselt, auch dort, wo er mit aller Sorgfalt Einzelheiten, interessante Holzverbindungen oder Schmiedearbeiten darstellt; er ist immer mehr Maler als Techniker, mehr Historiker als Kritiker des zeitgenössischen Schaffens. Es sind wohl überhaupt keine Blätter vorhanden, wo er sich mit modernen Neubauten zeichnerisch auseinandergesetzt hätte. Wenn er aber im Bündnerland eine interessante Abart eines alten Gemeindebackofens findet, so spürt man die Freude und das Interesse in dem Blatt, das er nun zeichnet.



Abb. 6 Im Oberdorf, Grabs (Schweiz. Landesmuseum)



Abb. 7 Neuweid Oberhaslen (Schweiz. Landesmuseum)



Abb. 8 Hurliberg, Wittenbach (Schweiz. Landesmuseum)

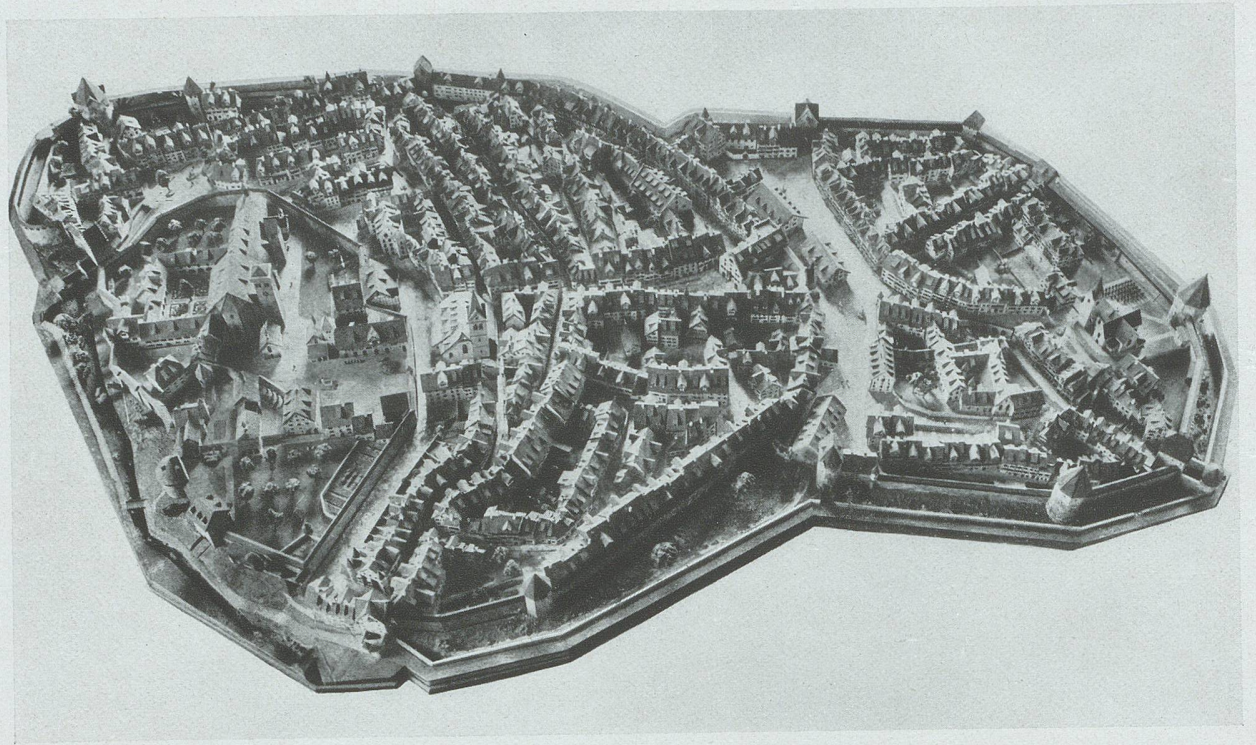


Abb. 9 Modell der Stadt St.Gallen im Jahre 1620 (Photo Joh. Keßler, Historisches Museum, St.Gallen)

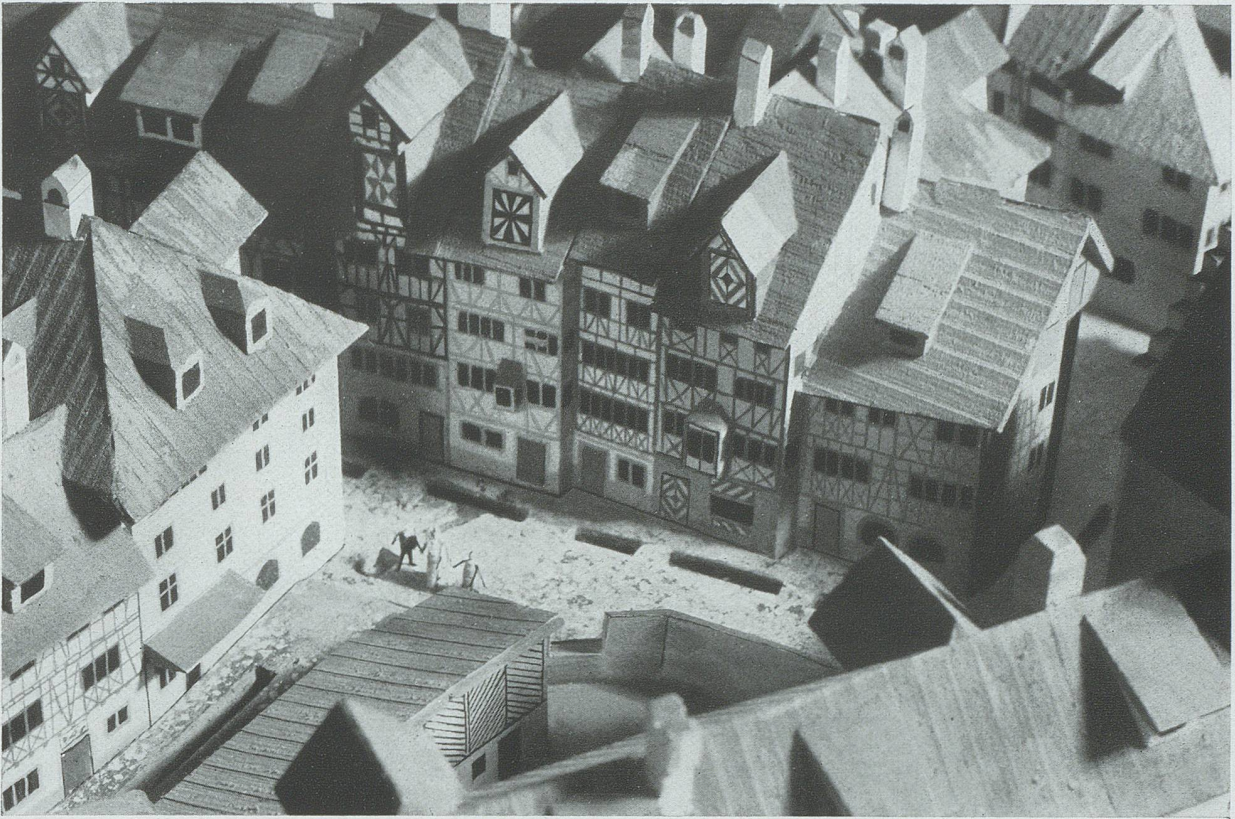


Abb. 10 Aus dem Stadtmodell: Einmündung der Neugasse in die Multergasse (Photo Joh. Keßler, Historisches Museum, St.Gallen)

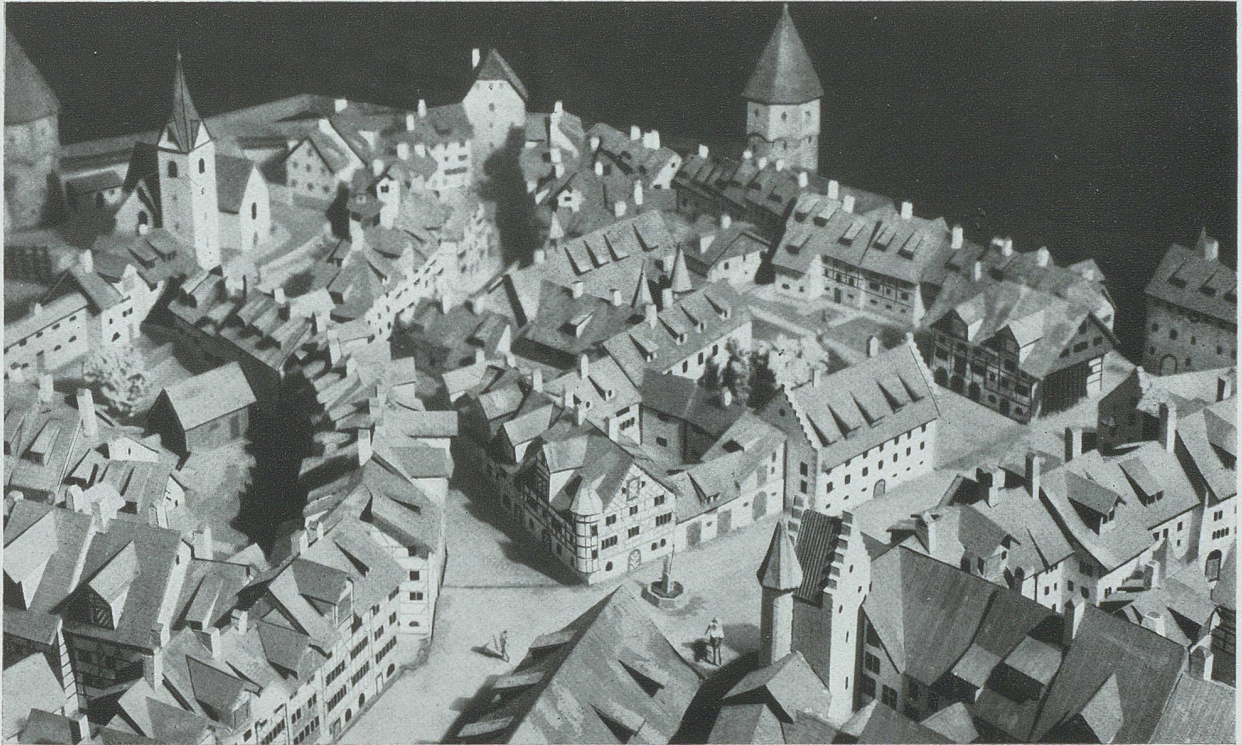


Abb. 11 Aus dem Stadtmodell: Bohl mit St.Mangen-Vorstadt (Photo Joh. Keßler, Historisches Museum, St.Gallen)



Abb. 12 Erker des «Schlößlis» an der Speisergasse (Schweiz. Landesmuseum)



Abb. 13 Kirche Thal (Schweiz. Landesmuseum)



Abb. 14 Ansicht der Stadt Wil (Schweiz. Landesmuseum)

1905 erfolgte die Gründung der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz, und einige Monate später bildete sich die St.Galler Sektion. Schlatter war ein Vorläufer dieser Bewegung; wieweit sein Einfluß zur Vorbereitung des Bodens wirksam war, können wir nicht mehr feststellen. Er beschränkte sich aber auf den persönlichen Kontakt, da erst um das Jahr 1910 seine stärkere schriftstellerische Tätigkeit einsetzte. Schon seit mindestens elf Jahren hatte er intensiv an der historischen Erforschung der älteren Bauwerke gearbeitet. Sein erstes Notizbuch, in dem er die Notizen historischer, baugeschichtlicher, volkskundlicher und technischer Art sammelte, enthält als erste Zeitangabe die Bemerkung: Sommer 1894. Als es sich darum handelte, ein erstes Flugblatt herauszugeben und zu sagen, was die Vereinigung wolle, war er sofort mit einem ausgezeichneten Beispiel eines erhaltungswürdigen Gebäudes bereit: Es war das alte Gerichtshaus zu Burgau, von dem ein überzeugendes Bild abgedruckt wurde. In einer kurzen Notiz gibt er die Jahrzahlen der Erstellung dieses ganz merkwürdigen Gebäudes und ruft zur Erhaltung desselben auf, da es von der Modernisierung bedroht sei. Die Aktion gelang, und die Instandstellung wurde von ihm mit großer Sorgfalt geleitet. Diese Restauration scheint ihn sehr stark in Anspruch genommen zu haben. In der Heimatschutzbewegung als solcher war er dagegen wenig tätig. Bei seiner zurückgezogenen Lebensweise vermied er, des Abends auszugehen, und damit war die Mitarbeit im Vorstande nicht möglich. Dagegen hat er in der Folge eine Reihe von Schriften und Artikeln für die Heimatschutz-Zeitschrift verfaßt.

Seine Stellung zu den Problemen des Heimatschutzes ist wohlwogener: Erhaltung dessen, was noch an Altem, Bodenständigem vorhanden ist, «Bekämpfung aller falschen, lügnerischen Anwendung» alter Formen und Konstruktionen, «richtige, sachgerechte Benutzung an der Stelle, die sich dafür eignet, Verzicht darauf, wo sie mit inneren oder äußeren Nachteilen verbunden ist». Mit Überzeugung und Eifer fordert er: «Fort mit allem, besonders auf dem Gebiete der Baukunst, was sich nicht ehrlich und offen als das geben darf, was es ist.» Für gute Neuerungen ist er offen, auch neue Materialien (z. B. Eternit) anerkennt er, wenn sie sachgemäß angewendet werden.

Das Jahr 1910 brachte seinen Austritt aus dem väterlichen Geschäft und die Eröffnung eines eigenen Architekturbüros in seinem Hause an der Teufener Straße. Auf der Geschäftsempfehlung zeigt er nebst Photographien drei perspektivische

Darstellungen von Wohnhäusern. Soviel er sonst zeichnete, von bildhaften Darstellungen seiner Projekte ist wahrscheinlich selten etwas entstanden und noch seltener erhalten geblieben. Ungefähr mit dem Zeitpunkt der Gründung des eigenen Architekturbüros setzt seine schriftstellerische Tätigkeit fast plötzlich ein. Jahrelange, unermüdliche Studien tragen jetzt ihre reichen Früchte! Als Neujahrsblatt des Historischen Vereins erscheint 1909 seine große Arbeit «Unsere Heimstätten, wie sie waren und wurden». Schlatter gibt hier zuerst eine knappe Entwicklungsgeschichte der menschlichen Behausung in unseren Gegenden und anschließend eine klare Charakteristik der Haustypen (Appenzeller, Toggenburger und «Schwaben»-Haus), die in der Umgebung der Stadt einander begegnen. Nach einer Besprechung der Gerichtshäuser, Mühlen und Wirtschaftshäuser in der Landschaft führt er durch die Jahrhunderte baulicher Entwicklung in der Stadt und beschreibt die Häuser nach ihrer Funktion und Bauart. Er setzt sich fortlaufend mit der Fachliteratur, die er sehr genau kennt, auseinander und beschreibt die unserer Gegend eigentümlichen Stilarten der bekannten Haustypen. Er gibt damit einen wertvollen Beitrag zur Vertiefung der Hauskunde. Wir wollen eine Probe seiner Beobachtungsgabe und seines Verständnisses für die Entstehungsweise baulicher Eigentümlichkeiten geben:

«Als man anfing, das Schwerdach durch das Nageldach zu ersetzen, also den früher sehr flach geneigten Giebel hoch und steil zu machen, stellte es sich heraus, daß das Dach nicht mehr wie früher die ganze Hausfront gegen den Regen schirmte. Bei dem starken Verkehr, den das Toggenburg mit Schwyz und den innern Kantonen hatte, sah man, wie sich dort der Baumeister dadurch gegen diesen Übelstand half, daß er jedes Stockwerk der großen, steilgiebeligen Häuser mit einem Vordach über den Fenstern versah. Die Längshölzer dieser Pultdächer ruhen auf konsolenartigen Verlängerungen der Wandstrickhölzer, die schon beim Bau vorgesehen wurden. Diese Konstruktion war beim fertigen Hause nicht mehr möglich. Man zimmerte deshalb eine Anzahl dreieckiger Böcke, die sich mit Holznägeln oder Schrauben an der Wand anbringen ließen und das Dach zu tragen hatten. Es entstanden *Klebeböcke* und *Klebedächer*. Wer nun später ein neues Haus baute, machte es nicht so, wie es der Großvater im Nachbarland *gesehen*, sondern so, wie er es hier *gemacht* hatte.»

Besonders reizvoll ist die stete Begründung der baulichen Gestaltung aus den geschichtlichen Vor-

aussetzungen und den Lebensgewohnheiten der Bewohner. So ist diese wissenschaftliche Arbeit in keiner Weise trocken ausgefallen und mit feinem Humor gewürzt. Man spürt sein Vergnügen daran, wenn er erzählt, die Bewohner eines leidlich alten Hauses wüßten nur, daß es «schuuli alt, mungs hondert Jahr alt» sei. Die ganze Arbeit mutet so freundlich und selbstverständlich an, daß man geneigt ist, zu übersehen, welche umfassende Kenntnis und Beobachtung der Häuser der näheren und weiteren Umgebung wie auch der Fachliteratur bei ihm vorhanden war. Er beabsichtigte in seiner selbstlosen und bescheidenen Art auch nichts anderes, als nur der Sache zu dienen.

Das Schweizerische Archiv für *Volkskunde* erhielt besonders im Jahre 1912 einige treffliche Beiträge von ihm: zuerst einen solchen über die ostschweizerische Weißkühlerei und ihren Schmuck⁵. Mit Recht bewundert er sie und beschreibt unter anderem ihre typischen Ornamente im weißen Ahornholz. Er macht auf die Fehler aufmerksam, die beim Versuche moderner Weiterentwicklung gemacht wurden. Mit dem Begriff der «Volkskunst» setzt er sich dabei folgendermaßen auseinander:

«Volkskunst», wirkliche, wahre, lebendige, vom heutigen Volke ausgeübte, wo haben wir sie noch? In unseren Museen steckt sie überall zwischen all den aufgespeicherten Schätzen; in den alten Häusern liegt sie vergessen auf dem Dachboden und in der Rumpelkammer, aber beim Volke sucht man sie heute so gut wie vergeblich. Ja: Kunstindustrien, die als Heimarbeit, im Bauernhause getrieben werden, haben wir in Menge: im Welschland die Uhrenfabrikation, im Berner Oberland die Holzschnitzerei. Im Zürcher und Glarner Gebiet klappert der Seidenwebstuhl, in der Ostschweiz die Stickmaschine. Alles das aber ist vom städtischen Weltmarktzentrum aus geleitete Industrie, in der keine eigene Zutat der arbeitenden Hand geduldet wird. Gerade diese, fast überall in der Schweiz verbreitete (maschinelle) Arbeitsgelegenheit ist wohl am meisten am vollständigen Untergang der Volkskunst schuld. Das füllt die neben der Landarbeit verfügbare Zeit aus, bringt bares Geld ins Haus und damit Kaufkraft ins Volk. Was soll man da hinsitzen und mit viel Mühe die Bedürfnisartikel selber herstellen, die man billiger und modischer im Laden kaufen kann? Weit hinten im industriefernen Walliser oder Bündner Tal webt höchstens noch ein altes Mütterchen seine Schürzenbänder und die Schnüre zu den Gamaschen der Männer selber mit dem alten ‚Bändelstüelti‘ oder mit dem primitiven Webkamm. Auch am

Hausbau, der uns so wundervolle Einblicke in bodenständige, ächtende Handwerkslust alter Zeit gestattet, ist sie verschwunden. Der Führer auf diesem Gebiete ist heute nicht mehr der alte, mit Werkzeug, Material und Tradition verwachsene Handwerker, sondern der theoretisch gebildete Techniker und Architekt, und diesem fehlt der innige Kontakt mit dem Handwerklichen, aus dem heraus allein eine wirkliche ‚Werkkunst‘ entstehen kann...»

Damit behandelt Schlatter ein heute wie damals aktuelles Problem und charakterisiert treffend den Unterschied zwischen Kunstindustrie und Volkskunst. In diesem Problem liegt eine der tieferen Ursachen des Rückganges gerade auch der baulichen Kultur.

Mit zunehmendem Tram- und Autoverkehr auf der Teufener Straße wurde die frühere angenehme Stille gestört. Schlatter entschloß sich, ein neues Haus an der ruhigen Schneebergstraße zu bauen. Im Sommer 1912 zog das Ehepaar dort ein, wo ihnen noch drei gemeinsame Jahre vergönnt waren. Die Leiden seiner Frau nahmen aber zu, und am 25. April 1915 entschlief sie sanft. Es war ein überaus harter Schlag für ihn. Sie hatten in den letzten Jahren noch intensiver miteinander und füreinander gelebt und wenig Verkehr mit anderen Menschen gepflegt. Der Nachlaß seiner Frau beschäftigte ihn längere Zeit. Er besorgte die Herausgabe ihrer letzten größeren Schrift «Unsere Zeit und die Frau⁶» sowie diejenige des schon genannten Briefwechsels mit Hermann Oeser.

Daneben wanderte er auch weiterhin hinaus in die Umgebung und hatte dabei mancherlei freundliche Begegnung. So traf er einmal vor einem Appenzeller Haus in Teufen eine Tochter, die mit einer kleinen Kinderschar allerhand Verzierungen auf Blumentöpfe malte. Er trat auf die Kindergruppe zu und betrachtete ihre Arbeit. Seine freundlichen und treffenden Bemerkungen über die Technik des Malens leiteten eine lebhaftere Unterhaltung ein. Daraus ergab sich seine erste Bekanntschaft mit dem Kinderheim Sanitas von Frau Pfarrer Wachter, wo er fortan oft einkehrte, um den Kindern mancherlei Handfertigkeit zu zeigen und sie in jeder Beziehung anzuregen, aber auch, um schließlich in mannigfachen Erziehungsfragen mitzuraten.

Sein letztes größeres Bauwerk war die Erziehungsanstalt «Langhalden» bei Abtwil, die er mit besonderer Freude ausführte; sie wurde im Mai 1915 fertig. In den folgenden Jahren beschäftigte er sich besonders mit *historischen Arbeiten*, für die er im

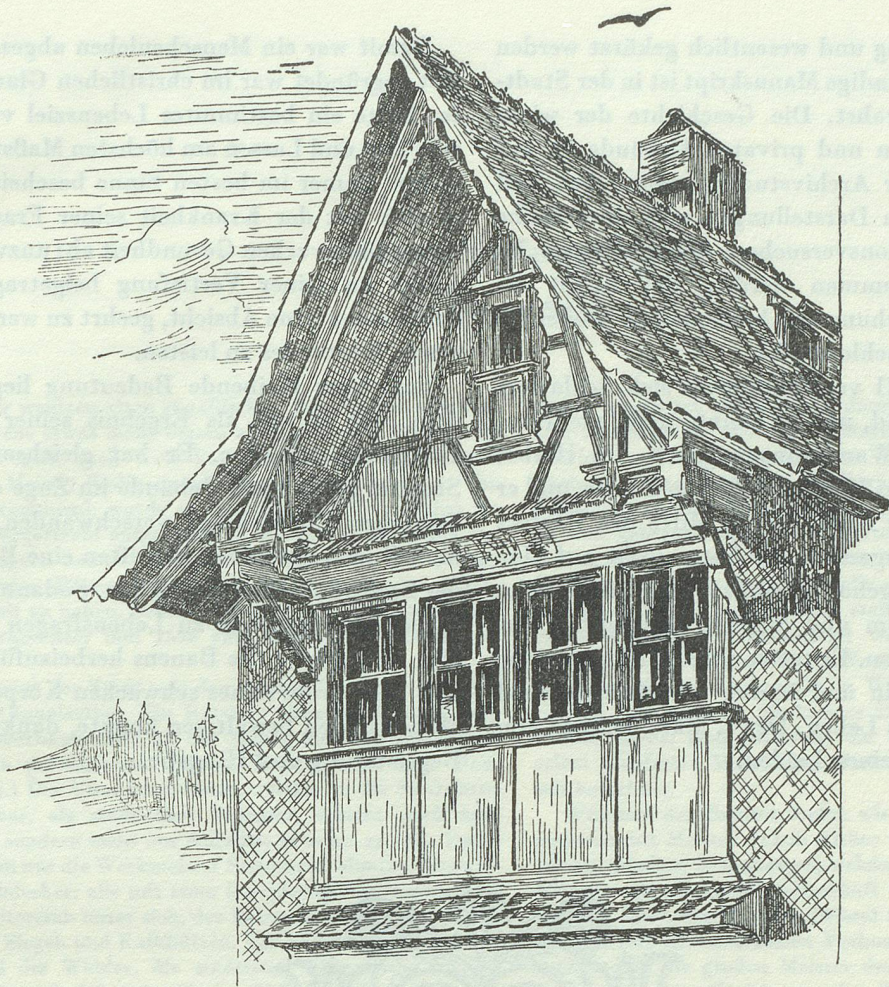


Abb. 15 Giebel in St. Georgen

Laufe der Zeit ein sehr umfangreiches Material an Skizzen, Auszügen aus Akten und Bildern gesammelt hatte. Nun entstanden in rascher Folge Aufsätze für Zeitschriften und Jahrbücher, besonders aber seine Hauptwerke: das Modell der Stadt St. Gallen und, in Zusammenarbeit mit Dr. Hardegger, die «Baudenkmäler der Stadt St. Gallen». Auch die kleinere, aber besonders lesenswerte Schrift «Das Appenzeller Haus und seine Schönheiten» entstand in diesen Jahren, erschien aber erst nach seinem Tode. Das für das Historische Museum erstellte *große Modell der Stadt St. Gallen* beruht auf dem Stiche Merians von 1642⁷. Es ist ein Werk von besonderem Reiz dadurch, daß Schlatter nicht nur die historische Arbeit leistete, sondern Haus für Haus eigenhändig aus Holz aussägte und bemalte. Mit größter Gewissenhaftigkeit suchte er auch die Einzelheiten zu rekonstruieren. Viele Riegelhäuser waren nachträglich verputzt worden. Er beobachtete, daß bei feuchtem Wetter, unter bestimmten Voraussetzun-

gen, der Verputz über den Riegeln eine etwas andere Tönung hat als in den Feldern, und daß man dann die Form des Riegelwerkes erkennen kann. Bei derartiger Wetterlage machte er in der Straße seine Skizze, um zu Hause die kleine Fassade entsprechend zu bemalen. Seine Gewissenhaftigkeit in all diesen kleinen Dingen verleihen dem Modell den Wert eines einzigartigen Dokumentes⁸, und die Nachwelt darf glücklich sein, daß es ihm vergönnt war, dieses Werk bis auf wenig selbst fertigzustellen.

In der großen Publikation «*Die Baudenkmäler der Stadt St. Gallen*» hat Schlatter im ersten, allgemeinen Teil die Kapitel über die Entwicklung der Stadt und über die äußeren und inneren Grenzen und die Quartiereinteilung geschrieben, ferner den ganzen zweiten Teil über die Profanbauten. Schlatter hatte diese Arbeit abgeschlossen, aber er erlebte die Drucklegung nicht mehr. Es zeigte sich dann, daß der Umfang seiner Arbeit über die vorgesehenen

Grenzen hinausging und wesentlich gekürzt werden mußte. Das vollständige Manuskript ist in der Stadtbibliothek aufbewahrt. Die Geschichte der wichtigeren öffentlichen und privaten Gebäude ist auf Grund sorgfältiger Archivstudien geschrieben und reichlich mit alten Darstellungen und einer Reihe von Rekonstruktionsversuchen dokumentiert. Es darf wohl angenommen werden, daß damit die historische Erforschung des behandelten Stoffes im wesentlichen abgeschlossen ist.

Im Sommer 1921 verschlimmerte sich Schlatters Gesundheitszustand, und er konnte nicht mehr auf seine gewohnten Wanderungen gehen. Im Herbst sodann versagte das Herz beinahe den Dienst, und er bedurfte äußerster Ruhe. In der Mitte des Winters traf ihn ein Schlaganfall. Er hatte wohl auf eine rasche Erlösung gehofft, mußte aber noch zehn Wochen in hilflosem und äußerst erschöpftem Zustand durchkämpfen. Er tat es ohne zu klagen, ohne unzufrieden zu sein und immer vorwärtsschauend auf das zukünftige Leben. Der 1. März brachte ihm die Erlösung von seinen Leiden.

Damit war ein Menschenleben abgeschlossen, das fest gegründet war im christlichen Glauben. Schlatter hatte ein bestimmtes Lebensziel vor sich, maß sein Tun und Lassen am höchsten Maßstab und blieb darum immer im besten Sinne bescheiden. So fand er sich mit der Krankheit seiner Frau und seiner eigenen schwachen Gesundheit ab; unzweifelhaft hat beides zu seiner Vertiefung beigetragen. Es war dabei nicht seine Absicht, geehrt zu werden, sondern etwas Wertvolles zu leisten.

Schlatters bleibende Bedeutung liegt einmal in dem, was er uns als Ergebnis seiner historischen Forschung schenkte. Er hat gleichsam in letzter Stunde, bevor viele Gebäude im Zuge einer starken baulichen Entwicklung verschwanden, mit seinem Modell und mit seinen Schriften eine Baugeschichte der Stadt St.Gallen geschaffen. Sodann hat er durch seine Stellungnahme zu Lebensfragen mitgeholfen, eine Gesundung des Bauens herbeizuführen. Daß er dies alles, trotz seines schwachen Körpers, in seinen Mußbestunden bewältigen konnte, danken wir seiner Begeisterung und Hingabe.

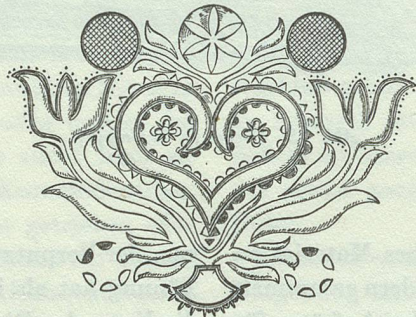


Abb. 16 Motiv aus der Weißküblerei
(Cliché der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde)

Meister Wolfgang Vögeli

Von Salomon Schlatter

Einer der wenigen alten st.gallischen Baumeister, von dem wir wenigstens etwas mehr wissen als etwa seinen Namen, ist Wolfgang Vögeli, auch Wolf Vögeli, oder nach alter Handwerkersitte Meister Wolfgang oder Meister Wolf genannt. Von Lenzburg stammend, wurde er anfangs der 1550er Jahre ins St.Galler Bürgerrecht aufgenommen. Es scheint unter den bisherigen Bürgern damals an einem tüchtigen, zu den großen bevorstehenden Bauten als Bauleiter sich eignenden Nachwuchs gefehlt zu haben. Schon 1556 wurde er zum städtischen Maurer-Werkmeister und 1558 zum Werkmeister Steinmetz gewählt.

Das Bauamt der Stadt war damals und bis zur Revolution eine große Organisation. Ein Ratsherr ohne bauliche Bildung stand als Oberbaumeister an der Spitze, die «Verordneten zu den Bauen» präsidierend. (Heute Bauvorstand und Baukommission.) Der Unterbaumeister, welcher in die Stadtfarbe gekleidet war, als städtischer Beamter, scheint auch kein Fachmann, sondern mehr nur Aufseher gewesen zu sein. Ihnen unterstanden nur die Werkmeister Steinmetz, Maurer, Zimmermann, Dachdecker, alle mit einer kompletten Werkstätte und einem Arbeiterstab unter sich, der Baumeister, die Karrer, der Ziegler mit Ziegel- und Kalkhütten. Ein Forstamt gab es noch nicht; auch die Wälder, die städtische Säge unten an der Steinach, sowie Steinbrüche (Steingrübli, Brand), Kiesgruben usw. wurden vom Bauamt verwaltet. Ingenieur und Architekt waren noch unbekannte Größen, die «Visierung» zu Hoch- und Tiefbauten machte derjenige der Werkmeister, der sich am besten dazu eignete oder in dessen Fach sie am meisten einschlugen. Dabei stand er doch noch, soweit es die bauleitende Tätigkeit gestattete, mit Meißel, Kelle oder Axt an der Arbeit.

Wenn wir nun die Berichte über Meister Vögeli an uns vorbeiziehen lassen, so sehen wir in eine schöne, große Arbeit hinein, in die dreißig Jahre seiner Amtstätigkeit hineingedrängt, aber das Bild seiner Persönlichkeit ist leider ein nicht ganz ungetrübtetes. Die erste Protokollnotiz über ihn, vom Jahre 1557, lautet: «Meister Wolf Vögeli. Dem hat man gsait, wie er sich an Lucassen hochzit, auch zu hoff und Rorschach dermaßen gfüllt, das er weder ston noch gon können. Soll sich maßen, denn mine Herren könnends nit also von ihren Werklüten liden.»

Die erste nachweisbare größere Arbeit, die ganz unter seiner Leitung entstand, war der totale Neubau des Speisertores im Jahre 1560, zugleich des letzten der st.gallischen Tore, das abgebrochen wurde, und an das sich noch viele von uns Älteren erinnern. Eine Tafel mit dem Namen des Oberbaumeisters Peter Graf und dem seinigen samt seinem Steinmetzzeichen ist erhalten. Gleichzeitig wurde ein Stück der Stadtmauer beim jetzigen Damm neu erstellt.

Daß er auch eine gewisse baupolizeiliche Tätigkeit auf privatem Baugebiet auszuüben hatte, beweist ein Brief vom nächsten Jahr, nach dem er beim Hause zum Tannenbaum am Bohl die Anlage einer kupfernen «Pfettin» gegen das Nachbardach zu überwachen hatte.

Jetzt begann die große Umgestaltung, die schon vor seiner Anstellung durch die Änderungen beim «Antlitz» und «Noten-

stein» eingeleitet worden war, damit, daß im Jahre 1562 das Irer- oder Marktort unten an der Marktgasse um zwei Stockwerke erhöht wurde, zur Aufnahme von Archiven und Pannern. Im nächsten Jahre wurde das alte Rathaus abgebrochen, der Neubau «bis unten des Stubengesims» gefördert und 1564 der Bau so weit gebracht, daß am 24. Oktober die erste Ratssitzung darin gehalten werden konnte. Sein Name wird als Werkmeister Steinmetz genannt, und jedenfalls war er «der Planverfasser» und Bauleiter. In zweiter Linie stand der Zimmerwerkmeister Simon Mockli. Oberbaumeister war Othmar Spichermann, Unterbaumeister Hans Höberg. Von andern am Bau Beteiligten wird nur Meister Lamprecht in Wil als Ersteller der kunstreichen Uhr genannt. Sie kostete 220 Gulden, der ganze Bau 15000. Hiebei sind jedenfalls die Werte der von der Stadt selbst gelieferten Materialien, Steine, Sand, Holz usw., nicht mit berechnet.

Während der Bauzeit finden wir (1569) seinen Namen zusammen mit Meister Jakob Alther von Rorschach unter den schweizerischen Steinmetzen, welche zur Erneuerung der Bauhütten, resp. Meisterbruderschaft nach Straßburg gesandt wurden. Dort, am Münster, befand sich eine der Zentralen des großen, fast internationalen Verbandes der Steinmetzen, aus dem ja alle die großen Meister der gotischen Dome hervorgegangen waren. Zürich war eine Zweigniederlassung, zu der die ganze Ostschweiz, auch St.Gallen und das steinreiche Rorschach, gehörten. Wir sehen ihn hier als wichtigen zünftigen Meister, was übrigens schon durch die Führung eines Steinmetzzeichens erwiesen ist.

Eine der nächsten Arbeiten war der Aufbau der massiven Glockenstube und eines hohen Helmes an Stelle des hölzernen auf dem Turm der St.Mangenkirche. Über dem südlichen Schalloch befindet sich ein plastisch gearbeitetes, gerolltes Band mit der Aufschrift:

ALEIN . GOT . DIE . ER 1568

darunter das Meisterzeichen und die Initialen

W F Fögele

Abbildung in Pestalozzis «St.Mangen während 1000 Jahren».

Nun kommt wieder eine weniger schöne Geschichte. Am 19. Juli 1571 kam er Ehebruchs halber ins Gefängnis, wurde vom Rat mit einer Buße von 6 Pfd. Pfennig belegt und seines Amtes entsetzt. Eine Bitte um Wiederaufnahme vom 24. Juli wurde schroff abgewiesen. Aber er kannte offenbar «meine Herren». So hart oft ihre Urteile unter dem ersten Eindruck der Übeltat waren, wenn man ihnen Zeit zur Abkühlung ließ, so ließen sie sich doch oft ganz menschlich erweichen. Und besonders in solchen Fällen. Für die immer noch bestehenden Bauaufgaben hatten sie offenbar keinen ebenbürtigen Meister zur Verfügung. Ein erneutes Gesuch im April 1572 hatte vollen Erfolg. Beim Neubau des Brühlttores 1574 amtete er wieder als Ersteller der «Visierung» und Bauleiter. Sein Sohn hatte eben die Lehrzeit beendet und wurde vom Rat veranlaßt, mit höherem Lohn bis zur Vollendung der Torbauten dazubleiben und erst nachher die zünftige Wanderschaft anzutreten.

Nun kamen einige stillere Jahre, in denen Meister Wolf sogar einmal mit der Bitte an den Rat gelangte, Privatbauten

übernehmen zu dürfen, da er nicht genug zu tun habe, was aber nicht gestattet wurde. Da mag er wohl manche Maß roten Rheintaler zum Zeitvertreib hinter die Binde gegossen haben. Seine Zeit leistete ja im allgemeinen Tüchtiges in diesem Fache.

Die 80er Jahre waren wieder günstiger für ihn. Die Stiftung des reichen Michael Seiler ermöglichte der Stadt den Bau des Schulhauses hinter St.Laurenzen. Der alte, mächtige gewölbte Keller aus dem Anfang des Jahrhunderts blieb stehen. Am 28. November 1581 bekam eine regelrechte Spezialbaukommission den Auftrag, nach der von Vögeli bereits vorgelegten Visierung – worunter wohl ein Bauplan zu verstehen ist – einen Kostenüberschlag zu machen. Am 18. Januar 1582 wurde beides dem Rat vorgelegt, der beschloß, dabei zu bleiben und «mit Gottes Hilf fürzufahren». Die Bauprotokolle enthalten in seltener Ausführlichkeit allerlei Interessantes über diesen Bau, z. B. über die Konkurrenz für die steinernen Fenstergerichte: Josua Mittelholzer* hat gefordert, wenn er die Steine zahlen müsse, von einem

3 fachen Licht	9 fl. 30 Kreuzer
von einem 2 fachen	6 fl. 30 Kreuzer
Franz Ballof, ohne die Stein nur für die Arbeit	
3 faches	7 fl.
2 faches	5 fl.
Daniel Vögeli (vielleicht der erwähnte Sohn Wolfs) für Stein und Arbeit	
3 fach	9 fl.
2 fach	7 fl.
Schlatter von Rorschach	
3 fach	7 fl.
2 fach	6 fl.

Die Kommission vergab die Arbeit an die drei städtischen Meister gemeinsam, bei Steinlieferung seitens der Stadt, per 2 faches Licht um 5 Gulden unter der Bedingung der raschen Förderung, der zuliebe sie andere Arbeit liegenlassen müssen. Daß der Bau flott gefördert wurde, beweist die Notiz im Ratsprotokoll: «Dezember 18. Beid Werkmeister die bitten von des gemachten neuen Baues der Schul wegen um ein Trinkgeld, das ist den Verordneten zu den Bauen übergeben.» Diese scheinen das Gesuch auf einfachem Wege erledigt zu haben, ihr Protokoll enthält nichts darüber.

Gleich an diese erste st.gallische Schulhausbaute schloß sich eine weitere wichtige an, das heute so heiß umstrittene Kaufhaus. Zuerst war das Gewölbe hinter St.Laurenzen und der wohl darüber sich befindende Raum zur Niederlage fremder Kaufmannsgüter benutzt worden, dann wurde, um die Schulhausbaute zu ermöglichen, die alte St.Johanneskirche an Stelle des jetzigen Stadthauses provisorisch dazu eingerichtet. Schon im Jahre 1581 wurde beratschlagt, auf den «alten Entengraben», das letzte Stück des vom Irabach durchflossenen Stadtgrabens, der früher vom Löchlibad bis zum Brühltor die obere Stadt abgegrenzt hatte, ein Haus zur «Futterwaage» und für die Kaufmannsgüter zu bauen. Nach Fertigstellung des Schulhauses wurde dieser Bau in Angriff

* Dieser baute nach dem großen Brande von Herisau 1606 die Kirche, den Oberteil des Turmes, das Rat- und Pfarrhaus daselbst neu, im Alter von 85 Jahren.

genommen, aber schlechter Zeiten wegen sehr langsam gefördert. Als eigentliches Baujahr wird 1584 angegeben, die Böden im Inneren aber erst im Herbst des nächsten Jahres gelegt.

Dazwischen wurde auch die neue Walke an der Sitter, zwischen Schönenwegen und Abtwil, durch die Stadt und ihren Werkmeister gebaut.

Meister Wolfgang starb am 4. August 1586, mitten aus dem im April begonnenen Vergrößerungsbau des Kornhauses auf dem Rindermarkt.

Sein Nachfolger wurde der Steinmetzmeister Franz Balluf, dem wir am Schulhaus begegneten.

Das ist, was sich über den alten Baumeister finden ließ. Ein Kind seiner Zeit, muß er auch aus ihr heraus gewürdigt werden. Wenn der Rat damals Witwen, denen er ihr Haus zu öffentlichen Zwecken abkaufte, als Teil der Kaufsumme «ihr Weil und Lebenlang» täglich ein Brot und eine Maß Wein zu liefern sich verpflichtete, so wundert es uns nicht mehr, daß ein Steinmetz, die immer für einen guten Zug bekannt waren, sich hie und da einmal zu sehr «füllte». Und im Rausch ist schon mancher Ehebruch geschehen. Auch in seiner Berufstätigkeit ist er ein Kind seiner Zeit, für die unsrige kaum mehr verständlich. Der reine Handwerker, ohne andere technische oder künstlerische Bildung als die auf dem Werkplatz und in der «Hütte» erworbene, und doch der geistige Schöpfer solch großer Bauten, die für uns heute noch einfach mustergültig sind in der Klarheit ihres Gedankens, der Feinheit ihrer Durchführung. Aber gerade das sichere handwerkliche Können, beruhend auf der Tradition von Generationen, die als «Handwerks-Gebrauch und -Gewohnheit» von Meister und Gesellen auf den Lehrjungen übergang, verbunden mit der Einheitlichkeit der Anschauungen, gab ihnen das sichere Gefühl, das uns bei aller Bildung so oft fehlt. Und dann vermittelte die Bauhütte neben dem rein Handwerklichen doch noch manche Lehre von Proportionen usw., die heute zum Gebiete der Architektur und Ästhetik gehören.

Die Wirksamkeit als Bauleiter müssen wir uns jedenfalls bei diesen alten Meistern auch ganz anders denken, als sie heute vom Architekten und Ingenieur ausgeübt wird. Es war nicht ein Befehlen des einen und blindes Gehorchen des andern. Der Meister Zimmermann, Schmied, Schreiner stand dem Leitenden viel näher, gleichwertiger. Auch er fühlte sich als der Träger seiner altgeheiligten Kunst. Zu der schönen, im Historischen Museum erhaltenen Täferung der Ratsstube im Rathaus hat sicher nicht Vögeli, sondern der uns unbekannt Schreinermeister die Zeichnungen und Details gemacht, nur so weit im Einverständnis mit diesem, als es für das Zusammenstimmen mit dem übrigen notwendig war. Daß die Werke jener Zeiten, bis zum 19. Jahrhundert hinauf, dennoch einen so einheitlichen Eindruck machen, entspringt dem festen Stilgefühl, das, nur in sehr langsamem Wechsel, die ganzen schaffenden Kreise einheitlich durchdrang, beruhend in bedeutendem Maße eben wieder auf der tüchtigen Handwerklichkeit, der immer und überall die «Stoff- und Werkgerechtigkeit» obenan stand. Dabei hatte jeder Meister und Geselle eigentlich viel mehr Gelegenheit, sein ganzes bestes Können im freien Spiel der Kräfte zur Anwendung zu bringen, als heute, wo ihm seine Betätigung von einem fremden, sehr oft in seinem Fache nicht absolut bewanderten Willen vorgeschrieben wird.

Verzeichnis der Schriften Salomon Schlatters

- Unsere Heimstätten, wie sie waren und wurden.** Neujahrsblatt 1909 des Historischen Vereins des Kantons St.Gallen.
Das Appenzellerhaus und seine Schönheiten (hrsg. von der außerrhod. Heimatschutz-Vereinigung 1922).
Zum Licht empor! Eine kleine Lebensskizze über Dora Schlatter, mit Auszügen aus ihren Briefen (St.Gallen 1919).
- Gemeinschaftsarbeiten:**
- Das Bürgerhaus im Kanton St.Gallen** (hrsg. vom Ing.- und Arch.-Verein, Berlin 1913)⁹.
- Die Baudenkmäler der Stadt St.Gallen** (hrsg. vom Hist. Verein 1922), bearbeitet von Dr. August Hardegger, Salomon Schlatter und Dr. Traugott Schieß. (Von Schlatter sind die Abschnitte des allg. Teils verfaßt: 1. Die Entwicklung der Stadt St.Gallen. 2. Äußere und innere Grenzen und Quartiereinteilung. Ferner der ganze zweite Teil: Die Profanbauten)¹⁰.
- In Felders Heimatkunde: *«Die Stadt St.Gallen»* (St.Gallen 1916), von Schlatter *«Das Stadtbild»* (Seiten 315–386) bearbeitet.
- Emmy Oeser und Salomon Schlatter: *Briefwechsel zwischen Hermann Oeser und Dora Schlatter* (Heilbronn 1920).
 Schlatter, Salomon und Dora:
 «Heimweh»
 «Wanderbuch» (St.Gallen 1891).
 «Bild und Gleichnis» (St.Gallen 1892).
- Beiträge in Zeitschriften, Jahrbüchern usw. sowie Flugschriften und Ähnliches:
- Heimatschutz-Zeitschrift:**
 «Das Gerichtshaus zu Burgau» (1906).
 «Die Stadt St.Gallen (Heft 9 1907)
 «Vom Riegelhaus» (Heft 12 1912)
 «Das Dach» (Hefte 7, 8, 9 1915)
 «Äußere Wandbekleidung» (Heft 7 1916)
 «Aus Appenzell-Außerrhoden» (1920)
- Appenzeller Kalender (Trogen):**
 1908 Johann Ulrich Grubenmann, ein berühmter Appenzeller.
 1909 Etwas vom Schweizer Haus¹¹.
 1912 Etwas vom Bauernhaus.
 1913 Noch etwas vom Bauernhaus.
 1914 Von alten Wegen und Stegen im Appenzellerland.
 1915 Wie unsere Straßen entstanden.
 1917 Wie die Appenzeller ihre Kirchen bauten.
- 1919 Die Befestigung Alt-St.Gallens, ein Bild aus der guten alten Zeit.
 1920 Etwas von den Rheintaler Rebgebirgen und dem Kampf darum.
 1921 Denen Hochgeachten ...
 1922 Von der Sennentracht in Appenzell und Toggenburg.
- Schweizerische Bauzeitung:*
 Von alten Häusern und ihrem Schmuck, Bd. LVI Nr. 20.
- Im Schweiz. Archiv für Volkskunde:**
 «Die ostschweizerische Weißküblerei und ihr Schmuck» (Heft 1 1912)
 «Gebräuche des Zimmerhandwerks» (Heft 2 1912)
 «Das Haus als Fahrhabe» (Heft 3 1912)
- Appenzellische Jahrbücher:*
 Schwänberg (1911).
- Die schweizerische Baukunst:*
 «Nochmals das Skizzenbuch» (Heft 11 1912)
- St.Galler Blätter:*
 1916 Spaziergang durch das alte St.Gallen.
- Flugschriften* der Appenzellischen Heimatschutz-Vereinigung:
 Schaufenster- und Ladeneinrichtungen am Appenzeller Haus.
 Eine neue Gefahr für das Appenzeller Haus.
- Prospekt* anlässlich der Eröffnung des Architektur-Büros Salomon Schlatters (1910).
- Schreibmappe* der Buchdruckerei Zollikofer (1903/1905):
 1906 Unsere Erker.
 1907 Altes und Neues: Die Tore der Stadt.
 1909 Vom alten Städtli.
 1910 Ein Spaziergang durch das alte St.Gallen.
 1911 Aus der guten alten Zeit St.Gallen: Vom Torschluß.
 1912 Aus der guten alten Zeit: Die Versorgung der Bürger.
 1913 Von unsern Straßen.
 1915 Eine Heimatwanderung.
 1916 Aus dem alten St.Gallen.
 1918 Eine unsaubere Geschichte aus dem alten St.Gallen.
 1919 Von alten St.Galler Kriegsgewinnern.
 1921 Noch etwas von unseren Gärten.
- Manuskripte* (nicht veröffentlicht, im Besitz von Herrn Theodor Schlatter, St.Gallen):
 Von Othmar Engler 1766 zu Hektor Schlatter & Co. 35 Seiten. «Meister Wolf Vögeli» (in zwei Fassungen, 9 bzw. 8 Seiten, wovon die eine hier abgedruckt ist).

Verzeichnis der Bauten von Architekt Salomon Schlatter

1883	Vereinshaus der Evangelischen Gesellschaft, Katharinengasse 21.	1905	Wohnhaus Berneckstraße 27.
1887	Wohnhaus Teufenerstraße 59.	1906	Töchterheim Friedheim, Kapellenstraße 8.
1897	Mädchenheim Wienerberg, erstes Haus.	1906/07	Wohnhaus St. Georgenstraße 135.
1897/98	Blaukreuzhaus, Kapellenstraße 1.	1907	Wohnhaus Schneebergstraße 4.
1898	Taubstummenanstalt St. Gallen, zweites Haus.	1907	Wohnhaus Gottfried-Keller-Straße 5.
1898/99	Herberge zur Heimat, Neubau des zweiten Hauses.	1907	Kurhaus Heinrichsbad Herisau: Neubau Tanneck.
1900/01	Wohnhaus Weigmann, zum Heuberg, Schäflisbergstraße 3.	1909	Wohnhaus Gottfried-Keller-Straße 1.
1901	Vereinshaus in Gais der Evangelischen Gesellschaft.	1909	Wohnhaus Gottfried-Keller-Straße 3.
1901/02	Wohnhaus Flüelistrasse 5.	1909	Kleinkinderschule, Falkensteinstraße 8.
1901/02	Wohnhaus Flüelistrasse 7.	1910	Wohnhaus Berneckstraße 44.
1902/03	Wohnhaus Berneckstraße 19.	1910	Wohnhaus Fräfel, Mörschwil.
1903	Wohnhaus Berneckstraße 21.	1911/12	Bahnhof- und Postgebäude Gais.
1904	Mädchenheim Wienerberg, zweites Haus.	1912	Wohnhaus Schneebergstraße 21.
1904	Wohnhaus Berneckstraße 23.	1914/15	Evangelische Erziehungsanstalt Langhalden, Abtwil.
1905	Wohnhaus Berneckstraße 25.		

Alle Gebäude ohne besondere Ortsbezeichnung befinden sich in St. Gallen.

Anmerkungen

¹ Vgl. Nink Joh., Anna Schlatter und ihre Kinder (Leipzig 1934). Nachfolgende Notizen über das Schlatter-Geschlecht aus dem «Bürgerbuch» zu Daniel Schlatter («Tatarenschlatter») vgl. Schlatter, Daniel. Bruchstücke aus einigen Reisen nach dem südlichen Rußland in den Jahren 1822 bis 1828 (St. Gallen 1830).

² Z. B. Schloß Oberberg 1881 (Abb. 1).

³ Siehe Schriftenverzeichnis.

⁴ Nachruf von Pfr. N. Hauri in: «Christl. Volksfreund» 1922, Nr. 27–30.

Weiterer Nachruf: August Steinmann und Oskar Fäßler im «St. Galler Tagblatt» vom 4. März 1922.

⁵ Siehe Schriftenverzeichnis (Zitate Schlatters aus seinen autobiographischen Aufz. «Mein Lebenslauf» oder aus «Zum Licht empor»).

⁶ Hauptsächlichste Schriften:

Was kann eine Mutter ihre Kinder lehren? (1889). Tropfen (1890). Auf Umwegen zum Ziel; Zum Sonnabend (1891). Kampf überall; Vom Lebensbaum (1893). Im Dienst des Nächsten (1890). Durchs Fenster (Erlebtes und Erzähltes) (1896). Am Bach (1900). Wegwarten (1902). Zeitlosen (1905).

Frauenwege und Frauenziele (1909). Aus unserm Kreis (1912). Unsere Zeit und die Frau (1915). Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken (über Ambros. Schlatter).

⁷ Ausdehnung Müllertor-Wehrturm St. Mangen = 325 cm; dasselbe auf dem Merianschen Stich 24 cm, auf dem Frankschen Stich 52 cm. (Für die Detailnachbildung der einzelnen Objekte ist dieser Eisenstich von Melchior Frank 1594 ersichtlich am instruktivsten gewesen.) Neben diesen Vogelschau-Perspektiven existieren aus der Zeit die Veduten von Heinrich Vogt-herr 1542 (Original-Unterlage zum Holzschnitt in Schlumpfs Chronik) und G. Braun 1572.

⁸ Für die Stadt Zürich hat H. Langmack 1943 ein ähnliches Modell geschaffen (vgl. «NZZ.» 1943 Nr. 217 und 218).

⁹ Sammlung des Materials und Redaktion des Textes durch Schlatter; Ms. in der Bibliothek des Landesmuseums.

¹⁰ Dieser Teil wurde nach dem Tode Schlatters durch Traugott Schieß bearbeitet; das ursprüngliche Ms. auf der Stadtbibliothek.

¹¹ Besonderer Hinweis auf das Alpenhaus, seine Ausführungsarten, ferner auf die Bemalung der Fassaden und deren Verbreitungskreis.

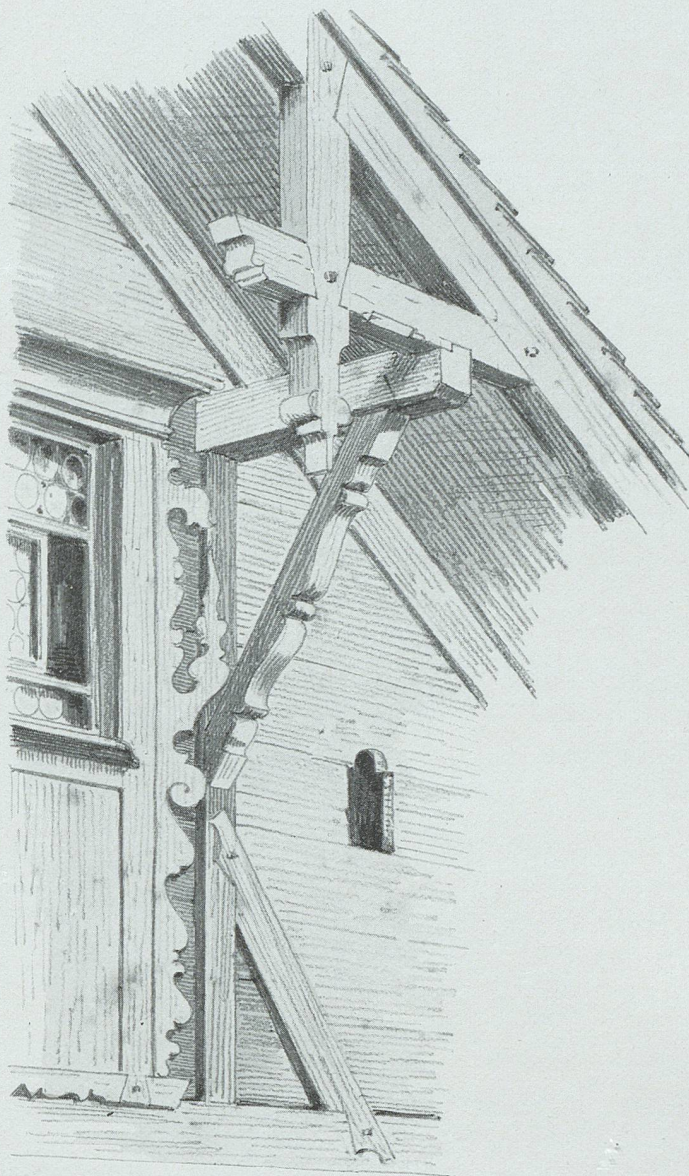


Abb. 17 Hausdetail aus Schwarzenbach (Schweiz. Landesmuseum)

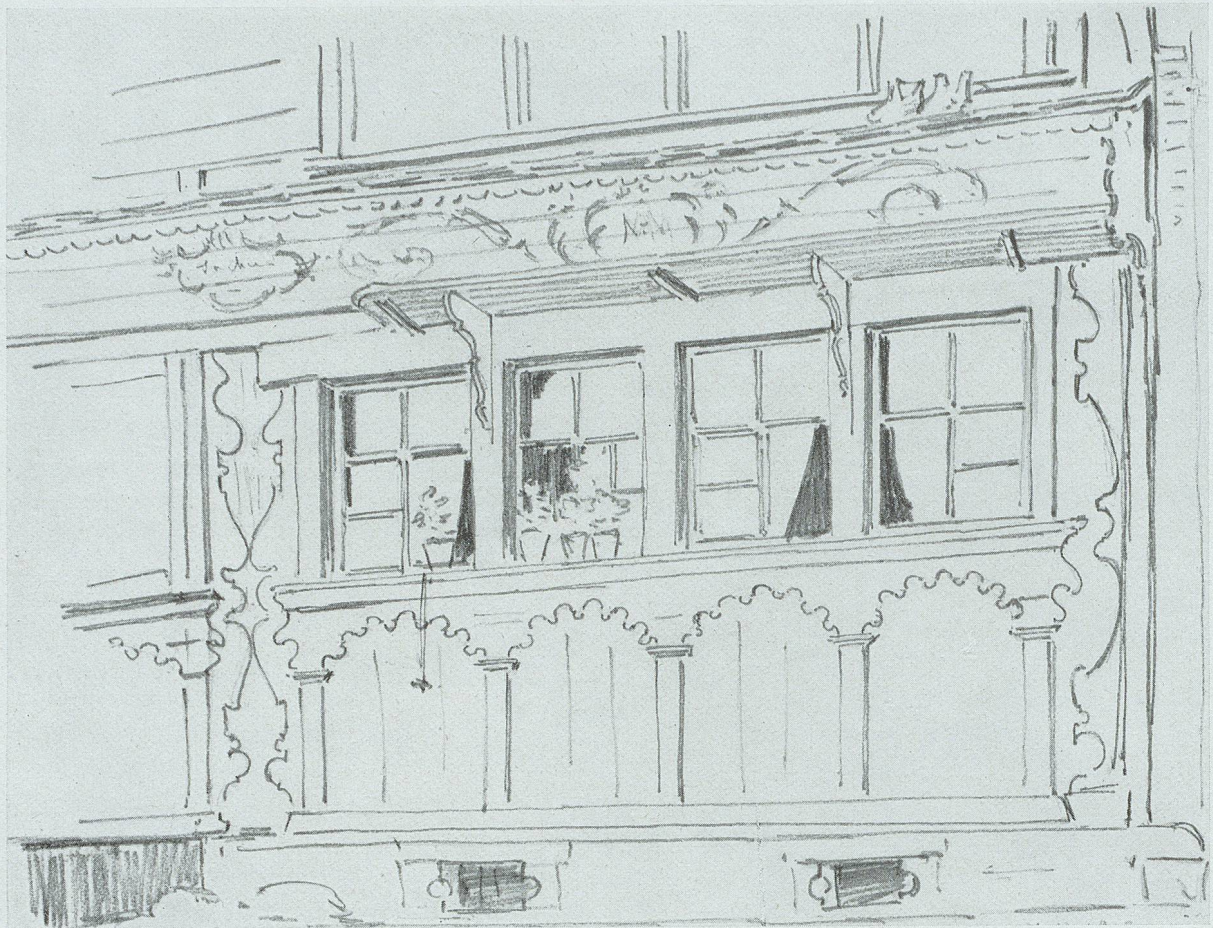


Abb. 18 Detail eines Hauses auf Russen, Straubenzell (Schweiz. Landesmuseum)



Abb. 19 Hof Bruggen



Abb. 20 Haus Joh. Loher Montlingen (Schweiz. Landesmuseum)



Abb. 21 Neßlau-Hoffeld (Schweiz. Landesmuseum)

